

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 18 (2011)
Heft: 203

Artikel: Aber muesch nöd trurig si : don't worry be happy!
Autor: Zöllig, Richard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-884722>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

**ABER
MUESCH
NÖD
TRURIG SI,
DON'T
WORRY
BE HAPPY!**

von RICHARD ZÖLLIG (Text) und
DANIEL AMMANN (Fotos)

EINE BALLADE ÜBER DAS SORGENKIND FUSSBALL.

Ausnahmsweise ist der Extrazug fast pünktlich. 01.30 Uhr. Keiner der mitgereisten Fans und Anhänger des FC St.Gallen scheint zwischen Winterthur und Gossau noch Lust, auf die üblichen «Spielereien» mit der Notbremse gehabt zu haben. Hunderte zumeist junge Männer und Frauen kommen einem um halb zwei in der Nacht vom Gleis entgegen. Einige singen noch immer. Traurig, trotzig für ihren Verein: «Mir sind immer für di doh. Scheissegal, wo du ane gohst. Da isch döt, wo mir hinder dir stönd.» Die Gesänge klangen in anderen Nächten lauter und überzeugter. Es ist die Nacht vom Mittwoch auf Donnerstag, 25./26. Juni. Der FC St.Gallen hatte in Bern das letzte Spiel einer denkwürdig verknorzten Saison mit 2:4 verloren. «St.Gallen weint schon wieder» wird es anderntags im «Tagblatt» heissen. Tränen sind auch im Extrazug geflossen. Reichlich wie das Bier bei jeder der achtzehn Auswärtsfahrten der Saison. Achtzehn Mal haben sie sich mit Fahnen, Doppelhaltern, Sixpacks, Choreo-Material und der einen oder anderen Pyro-Fackel auf die Reise gemacht. Ins Wallis. Nach Neuchâtel zu den Freunden, «les amis», der dortigen Fankurve. Ins Tessin, nach Bern oder in die Innerschweiz. Achtzehn Punkte brachte die Mannschaft von diesen Fahrten mit nach Hause.

Wenn nur Auswärtsspiele gezählt hätten, spielte der FC St.Gallen weiterhin in der Super League. Platz sieben, noch vor Neuchâtel, GC oder Bellinzona. An ihrer Unterstützung und Leidenschaft kann es also nicht gelegen haben – «gopfertammi». Sie waren dabei, viele von ihnen wohl bei jedem der achtzehn Spiele auf fremdem Terrain. Früher wurden sie Schlachtenbummler genannt, heute sind sie für viele wahlweise einfach Hooligans oder Chaoten. Staatsfeinde irgendwie. Selbst von Szenekennern, die eng mit der Polizei zusammenarbeiten, werden sie unverblümt und wiederholt «das Saupack» genannt. Galgenhumor ist in dieser Situation der einzige Fluchttort: Ironie oder Sarkasmus, bittere dunkle Schokolade in die Melodie von «Don't Worry Be Happy» gegossen: «Und mir hend am meischte Stadionverbot / weg dere huere KKS / aber muesch nöd trurig si / don't worry be happy.»

IMMER DIE HIERARCHIE WAHREN

Auswärts sind auch Fans dabei, die keinen Fuss mehr in die neue Arena im Westen der Stadt setzen. Sie haben nicht vergessen, dass die Konzernleitung sie immer wieder für sämtliche Probleme der FC St.Gallen AG verantwortlich machte. Zwischenzeitlich sogar ein Choreoverbot erteilte –

«wann kommt eigentlich auch noch das Denkverbot?» Worte wie Stimmungsboykott, Scheiss-Teppichetage oder Kreisel-Billy sind jedem St.Galler Fan ein Begriff. «Auswärts ist geiler», sagen viele. «Ohne Modedefans. Du spürst schon im Zug den Zusammenhalt. Und hey: Immerhin sind unsere Extrazüge die einzigen, wo du noch ungeniert rauchen darfst.» Fussballfans sind leidensfähig. «Steig einmal aus dem Zug», sagt einer, «und schau als erstes fünfzig Robocops aus Bern, Basel oder Luzern in die Augen hinter gepanzertem Glas. Tränengaspistolen im Anschlag – direkt auf dich gerichtet.» Dann der Weg, der einen immer wieder an grauenhafte historische Bilder von Deportationen erinnert. Zwei, drei, vier oder fünfhundert Fans zusammengepfercht in einem Drei-Meter-Korridor zwischen Drahtgittern, Stacheldraht, geführt von Tränengas oder Gummischrot.

Die Eingangskontrollen ins Stadion sind so, dass die Auswärtsfans nicht selten zwanzig Minuten oder eine halbe Stunde des Spiels verpassen. Und dafür noch Eintritt bezahlen: Für den Abstiegsmatch im Berner Stade de Suisse zahlte jede St.Gallerin, jeder St.Galler 29.50 Franken Eintritt. Etwa gleich lang, in Minuten, dauerte es, um beim Stadion-Caterer ein Bier zu ergattern: «Mach mol fürschi, du huere Tubel ...» Die Wirklichkeit in den neuen Arenen des Landes ist ein Spiegelbild der Gesellschaft. Das «Saupack» da unten, die Geschäftsleute mit Anhang, Lachsbrötchen und Bonaparty-Viergangmenü auf einem Business Seat oben in der Champions oder Future Lounge. Ohne die ist Fussball scheinbar nicht mehr zu bezahlen. Don't worry be happy.

HÜHNERHAUT AUF DEM SPIELFELD

«Ich habe einfach spekuliert, dass der Ball am hinteren Pfosten landen wird. Zelli schlägt die Eckbälle oft so, dass sie scharf auf circa zwei Metern Höhe in der Mitte des Tores vorbeifliegen. Dort versucht Alex de Freitas mit dem Kopf zur Stelle zu sein. Das ist der Plan. Manchmal kann er den Ball aber auch nur verlängern und so war das am Samstag.» Thomas Inauen, der beim 4:2-Sieg des SC Brühl das mitentscheidende Tor zum 3:2 erzielte, stösst eine Woche nach dem Aufstiegsfest im Paul-Grüniger-Stadion zu einer recht gut gelaunten Runde im Kebab-Laden. Es ist drei Uhr morgens und die Stadt ist bevölkert mit hundert Musikantinnen und Musikanten vom Blasmusik-Fest. Der bald zwanzigjährige Verteidiger, der von der Fussballschule bis zur ersten Mannschaft, stets beim Club aus dem

St.Galler Krontalquartier gespielt hat, beschreibt, wie es zu diesem Treffer gekommen ist: «De Freitas hat den Ball dann wirklich nur verlängert. Ich spürte sofort, dass ich eine gute Position hatte und sah die Lücke im Tor. Von links kam Fabian Steuri (Anmerkung: ein Brühler Teamkollege). Ich habe ihn weggedrückt. Ich stand besser als er und wusste irgendwie schon vorher: Das ist mein Moment, der Ball gehört mir! Ich weiss jetzt noch genau, wo der Ball meine Stirn berührte und sehe noch immer, wie er ins Netz flog. Dann folgte einfach nur eine vollständige Leere im Kopf und es kribbelte im ganzen Körper. Ich rannte erst zur Seite und dann in Richtung Trainerbank. Ich hatte eine Hühnerhaut. Irgendwann muss mich dann wohl einer eingeholt haben. Ich erinnere mich jedenfalls erst wieder, dass ich unter meinen Teamkollegen lag. Sagen konnte ich nicht viel. Einfach: Geil! Goal! Und immer wieder: geil, geil, geil ...»

Brühls Verteidiger Thomas Inauen hatte in den entscheidenden Aufstiegsspielen von der 1. Liga in die Challenge League schon das 1:0 in Bern gegen den FC Breitenrain erzielt. Ein Hechkopfball aus zwölf Metern. Die Flanke kam ebenfalls von Marc Zellweger. Erik Regtop, der Brühler Trainer mit holländischen Wurzeln, sagte schon vor den Aufstiegsspielen: «Thomas ist für uns eine Waffe. Die Gegner stellen sich auf andere Spieler von uns ein. Thomas wird diese Freiheit nutzen.» Auch der neue YB-Trainer Christian Gross, der beim Spiel in Bern mit Dächlikappe und Schirm im kalten Dauerregen stand, erkundigte sich sofort «nach dem Verteidiger mit der Nummer zwölf». Bei einem anderen Brühler erkannte Gross «total viel Potential» und er möchte vieles über ihn wissen: «Was ist er für ein Landsmann? Wo spielte er bei den Junioren? Lebt er gesund?»

AMATEURE FORDERN PROFIS HERAUS

Fussball ist heute bis in die 2. oder 3. Liga zu einem Leistungssport geworden. Viele Spieler in den besten Amateurligen wurden gleich ausgebildet wie die Profis in der Super League. Das macht den Sport auch in den unteren Ligen unterhaltend und attraktiv. Der SC Brühl, der mit dem Aufstieg in die Challenge League auch offizieller Schweizer Meister der Amateure geworden ist, spricht seit langem von «Spitzen-Amateurfussball», der für die Zuschauer genauso packend und begeisternd sei wie Profifussball. Marc Zellweger hatte es nach seinem Wechsel von der AFG Arena ins Paul-Grüniger-Stadion schon früh auf den Punkt gebracht: «Es gibt in der 1. Liga keinen einzigen schlechten Fussballer.» Nun haben sich die Erstliga-Fussballer aus dem Krontal das Recht erspielt, als Schweizer Amateurmeister vor vielleicht ausverkauften Rängen in der AFG Arena gegen die Profis des FC St.Gallen zu spielen.

Der Lohn des bestbezahlten Fussballers in den Reihen des FCSG dürfte dabei etwa gleich hoch sein wie die Gesamtausgaben des SC Brühl für die 1. Mannschaft in der Challenge League. Stadtmatch! Die Stadt St.Gallen kennt für die Lokalderbys der beiden Erzrivalen – von 1910 bis 1971 – einen eigenen Begriff und ungezählte Geschichten,

die nach der tausendsten Wiederholung nur noch langweilen. Nun kommen auch die jüngeren Fussball-Anhänger zu ihren Stadtmatches. Ob sie dann auch jahrzehntelang von diesen Begegnungen erzählen, schwärmen (und irgendwann langweilen) werden, bleibt abzuwarten. Die eine oder andere Geschichte wird die kommende Saison in der Challenge League auf alle Fälle schreiben. Für den FC St.Gallen steht laut Präsident Dölf Früh ja bereits seit der Nacht des Abstiegs fest, dass er in der AFG Arena im Mai 2012 «den Wiederaufstieg feiern wird». Die Brühler möchten auch im bezahlten Fussball zeigen, dass die besten Amateure in der Lage sind, mitzuhalten und positiv zu überraschen.

UNVERGLEICHLICHE LEIDENSFÄHIGKEIT

Die beiden Stadtmatches zwischen den Espen und den Kronen werden die Stadt St.Gallen – böse Zungen haben für die Hauptstadt schon den Namen St.Challenge kreiert – auch in der zweithöchsten Liga im Brennpunkt halten. Es hat sich in den vergangenen Jahrzehnten eingebürgert, dass St.Gallen stets als Fussball-Hochburg gehandelt wird. Dabei sind die nackten Zahlen alles andere als der Ausdruck einer uneinnehmlichen Festung: ganze drei Mal wurde in St.Gallen ein Schweizer Meistertitel gefeiert, zweimal jubelten die St.Galler (1904 und 2000), einmal die Brühler (1915). Selbst Städte wie La Chaux-de-Fonds (vier Titelgewinne) oder Winterthur (drei Mal Schweizer Meister) halten in dieser Bilanz mit.

Wenn die Stadt St.Gallen im Fussball eine Hochburg ist, dann ist sie es in erster Linie aufgrund der unvergleichlichen Leidenschaft und Treue des Publikums. Selbst magerste sportliche Kost vertreibt den St.Gallerinnen und St.Gallern den zweiwöchentlichen Appetit auf Fussball nicht. Mit einem Zuschauer-Durchschnitt von 12'761 Personen beendete der FC St.Gallen die Abstiegsaison 2010/11 auf dem dritten Platz in der Publikumsgunst. Einer, der früher selber in der Nationalliga A spielte und in der Nationalliga B bei Stadtmatches als Spieler auf dem Platz war, bringt es auf den Punkt: «Man hat sich in St.Gallen daran gewöhnt, dass man nur alle paar Schaltjahre einmal ein richtiges Erfolgserlebnis hat. Seit dem Meistertitel des FC im Jahr 2000 ist es nur noch bergab gegangen. Kein Wunder, dass die Brühler deshalb für ihren Aufstieg in die Challenge League so gefeiert wurden: Man muss in dieser Stadt jeden guten Moment im Fussball geniessen. So schnell kommen sie ja nicht wieder.»

DIE SCHULDEN BEI DER STADT

Dabei war alles ganz anders geplant. Mit dem Umzug vom Espenmoos in die AFG Arena im Autobahnkreuz Winkeln hätten für den St.Galler Fussball goldene Jahre ihren Anfang nehmen sollen. Regelmässige Spitzenplätze in der nationalen Meisterschaft, Stammplätze in den europäischen Bewerbungen: Das waren die sportlichen Zielsetzungen, die mit dem Abschied nach 98 Jahren vom heimischen Espeli im Heiligkreuzquartier verbunden waren. «Vorwärtsstrate-

MUSIKFESTWOCHE
MEIRINGEN

8.-16. JULI 2011



Magisch

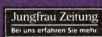
10 magische Konzerte mit internationaler Musikeite
Künstlerischer Leiter: Patrick Demenga

Der Goldene Bogen
Preisträgerin 2011: Patricia Kopatchinskaja

Holzmagie in der Geigenbauschule Brienz
Ausstellung, Exkursion und offene Werkstatt

Vorverkauf ab 15. Februar 2011
kulturticket.ch Telefon 0900 585 887
haslital.ch Telefon 033 972 50 50

musikfestwoche-meiringen.ch



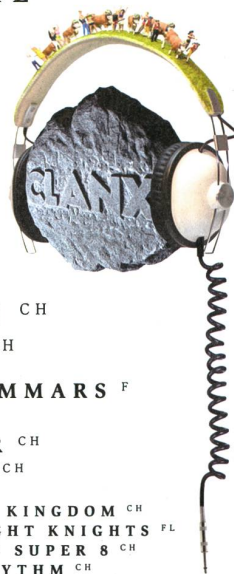
CLANX FESTIVAL

APPENZEL

26. - 28.

AUGUST 2011

WWW.CLANX.CH



BLACKMAIL ^D

FAVEZ ^{CH}

DIE AERONAUTEN ^{CH}

JACK STOIKER ^{CH}

UNCOMMONMENFROMMARS ^F

JAPRAZZ ^{CH}

KNUTS KOFFER ^{CH}

PALKOMUSKI ^{CH}

PLASMA ^{CH} ENTER KINGDOM ^{CH}
SKEET ^{FL} RAYA ^{CH} TIGHT KNIGHTS ^{FL}
STAN OR ITCHY ^{CH} SUPER 8 ^{CH}
BACKSEAT RHYTHM ^{CH}

CLANX

WÄHREND SIE DIESES INSERAT LESEN, **bestellen**
andere längst Karten für die Konzerte mit Claudio Abbado,
Maurizio Pollini und Vladimir Jurowski.

Jetzt Karten kaufen auf www.lucernefestival.ch



LUCERNE FESTIVAL

COMEDIA



Katharinengasse 20, CH-9004 St.Gallen,
Tel./Fax 071 245 80 08, medien@comedia-sg.ch

NEUER BODEN. NEUE ROMANE. NEUE KRIMIS.
NEW ENGLISH BOOKS. BESUCHEN UND GENIESSEN.

www.comedia-sg.ch mit unseren Buch-, Comic/Manga- und WorldMusic-Tipps und dem grossen Medienkatalog mit E-Shop!

gie, Vorwärtsstrategie ...», hiess es gebetsmühlenartig im Vorfeld der vergangenen Saison. Dabei hatte Verwaltungsratspräsident Michael Hüppi bereits im Spätherbst 2009 den Kontakt mit der Stadt und dem Kanton St.Gallen gesucht. Die kaum noch überschaubaren Gesellschaften rund um die AFG Arena waren mit bis zu sechzehn Millionen Franken trostlos verschuldet. Ausgerechnet der Bau der Logen hatte den FC St.Gallen an den Rand des Ruins getrieben.

Der Plan, die öffentliche Hand mit sechs Millionen Franken in die Rettung der FCSG-Gesellschaften einzubeziehen, scheiterte dieses Mal am Unwillen der Parlamente. Dass danach trotz der ständigen Beteuerung von Michael Hüppi, es gebe für diesen Fall keinen «Plan B» mit privaten Investoren, der FC in wenigen Tagen mit privaten Geldern dem Konkurs noch vom Karren rollte, haben viele Volksvertreter bis heute nicht vergessen: «Wir wurden vom FCSG-Verwaltungsrat unter Druck gesetzt und hinters Licht geführt – es gab FC-Anhänger, die uns vorwarfen, für den Untergang des FC St.Gallen verantwortlich zu sein. Das geht auch an einem Parlamentarier nicht spurlos vorbei», sagt einer, der durchaus Sympathien für den FC St.Gallen hegt. Ausgestanden scheint dieses Kapitel überdies noch nicht. Unlängst waren die ausstehenden Zahlungen der Sicherheitskosten in der AFG Arena wieder in einer vorberatenden Kommission des Stadtparlaments ein Thema. Der Stadtrat wollte dem FC «entgegenkommen», die SVP- und die SP-Fraktion sollen dem Vernehmen nach einem Erlass oder Reduzierung der Schulden jedoch kategorisch eine Absage erteilt haben. Der Ball liegt nun wieder beim Stadtrat, der entscheiden muss, wie es mit dieser ausstehenden Zahlung in der geschätzten Grössenordnung von einer Million Franken weitergeht.

BROT UND SPIELE

Die Arena im Westen der Stadt hat dem ältesten Fussballclub der Schweiz bisher wenig Glück gebracht. Zwar gelang im ersten Jahr der direkte Wiederaufstieg in die Super League und im zweiten Jahr hielten sich die Espen im Mittelfeld. So wie die Millionen im Geflecht von AGs versickerten, verlor die Mannschaft von Uli Forte und Jeff Saibene nach und nach einen der grössten sportlichen Trümpfe in der Geschichte der Espen: die Heimstärke. Kein gegnerisches Team trat früher gerne im Espenmoos an. Selbst in schlechten Saisons waren die St.Galler auf ihrem Heimplatz im Heiligkreuz ein unbequemer, oft unbeugsamer Gegner. In der vergangenen Saison war die Bilanz erschreckend. Lediglich fünfzehn Tore erzielten die St.Galler in den achtzehn Heimspielen in der AFG Arena, mit dreizehn Punkten lagen sie abgeschlagen auf dem letzten Platz in der Heimtabelle der Super League.

Kein anderer Club hat vor eigenem Publikum weniger ins Tor getroffen. Dennoch hält der Stadion-Namensgeber Oehler standhaft an seinem cäsarischen Ritual fest. Wenn die Mannschaft gut spielt, ist die Loge grün beleuchtet. Wenn Edgar Oehler nicht rundum zufrieden ist, schaltet er auf orange. Und wenn Hopfen und Malz verloren scheint, wird die Loge in rotes Licht getaucht. Spötter meinen, dass Edgar Oehler die rote Beleuchtung in seiner Loge

aufgrund der Dauerbeanspruchung in dieser Saison schon mehrfach auswechseln wusste. Zu gerne wäre man einmal bei diesem Moment dabei, wenn Edgar Oehler zum Schalter schreitet: «Du, schau, jetzt reicht es dem Edgar mit diesem Gekicke – jetzt wirds orange.»

Wahrscheinlich geht ein Lachen durch die Loge, der nächste Champagnerkorken knallt und ein Lachsbrötli verschwindet zwischen den Lippen. Hauptsache, die Betreuung des VIP-Caterings ist heimstark. Ein Heidenspass. Vor durchschnittlich 12'167 Untertanen.

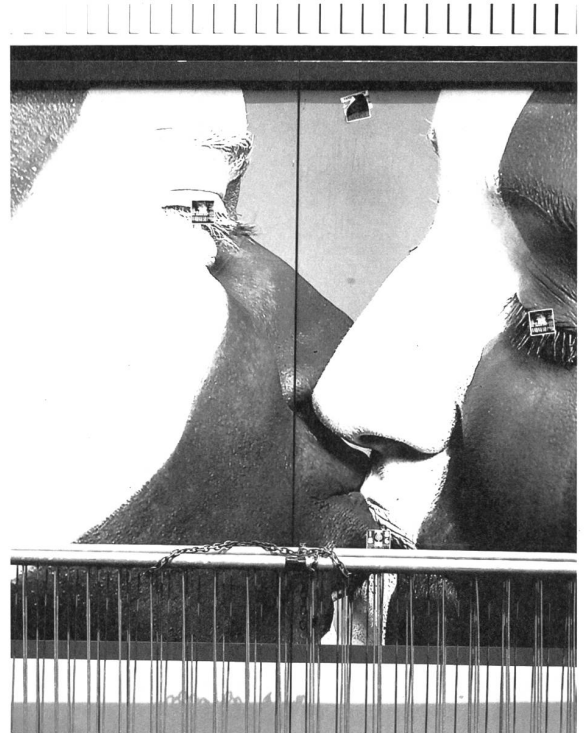
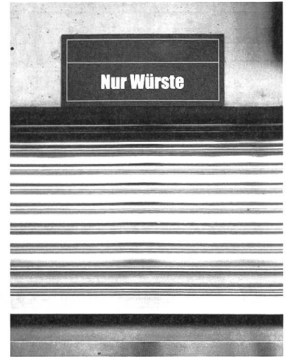
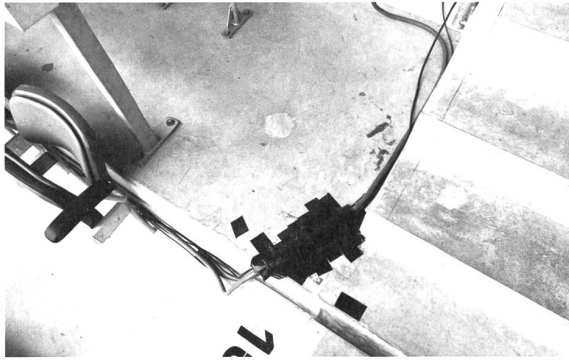
DESIGNERFOOD DER SPORT- UNTERHALTUNGSBRANCHE

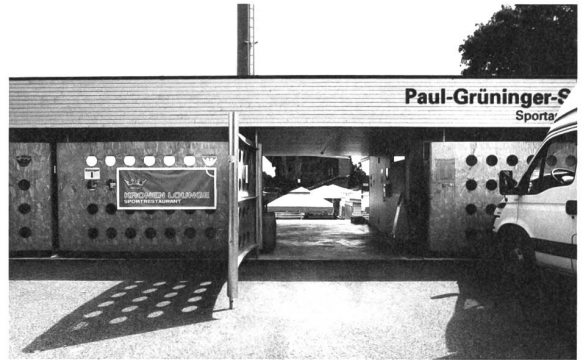
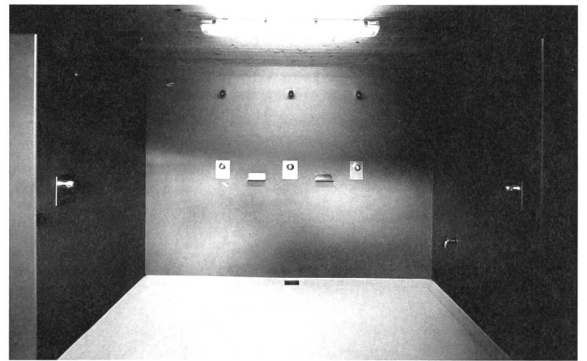
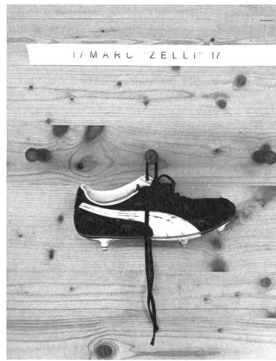
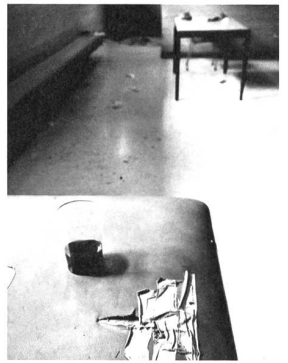
Für sportliche Erfolge im Fussball muss sich die Stadt St.Gallen also weiterhin gedulden. Dafür taugt ihre Stadionsituation mit der multifunktionellen Event- und AFG Arena im Westen und dem seit hundert Jahren im Quartier verankerten Paul-Grüniger-Stadion im Osten in der Challenge League mustergültig für eine Betrachtung der jüngeren Entwicklung im nationalen und internationalen Spitzenfussball. «Angefangen hat es 1992 mit dem Wechsel vom Europacup der Landesmeister zur Uefa-Champions-League», sagt ein Eventmanager, der unter anderem schon für die Fifa Kongresse organisiert hat. «Auf einen Schlag sahen alle Stadien gleich aus. Die Werbeflächen der Heimclubs wurden mit Uefa-Symbolen überklebt.» Mailand, Madrid, Manchester oder München – die Unterschiede wurden wegretouchiert. «Fussball ist zu einem Big Mac geworden, zum Designerfood der Sport-Unterhaltungsbranche.» So genannte Fixerteams haben vom europäischen Fussballverband den Auftrag, die Stadien so zu bekleben und zu verhängen, dass überall nur noch die Champions-League-Hauptsponsoren sichtbar sind. «Mit diesem Auftrag verdienst du im Geschäft einen rechten Haufen Geld», sagt der Eventmanager. Er findet das Wort «Fixerteam» übrigens erst beim zweiten Nachdenken «eigentlich doch auch noch irgendwie lustig».

MILLIONEN FÜR DIE REICHEN – UND EIN «SOLIDARITÄTS- BEITRAG»

Jeder Teilnehmer der Gruppenphase an der letztjährigen Uefa Champions League (2009/10) erhielt ein Startgeld von 3,8 Millionen Euro sowie einen Bonus von 550'000 Euro pro Spiel. Darüber hinaus wurde auch Leistung belohnt: Für jeden Sieg in der Gruppenphase gab es zusätzlich 800'000 Euro, für ein Unentschieden 400'000 Euro.

Die sechzehn Mannschaften, die sich für das Achtelfinale qualifiziert hatten, erhielten





jeweils drei Millionen, die acht Viertelfinalisten 3,3 Millionen und die vier Halbfinalisten vier Millionen Euro. Der Finalsieger Inter Mailand wurde mit neun Millionen Euro belohnt, für den Finalisten Bayern München blieben immerhin noch 5,2 Millionen. Eine Mannschaft, die alle sechs Gruppenspiele gewonnen hätte, hätte also 11,9 Millionen Euro bekommen, dazu wären natürlich noch die drei weiteren Millionen für den Einzug ins Achtelfinale gekommen.

In der letzten Saison war ein fester Betrag von 413,1 Millionen Euro für die Klubs in der Uefa Champions League (ab der Gruppenphase) und im Uefa-Superpokal vorgesehen. Der FC Barcelona, Sieger des Uefa-Superpokals 2009, bekam dafür 2,5 Millionen, Finalist FC Shakhtar Donetsk zwei Millionen Euro.

Rund 55 Millionen Euro waren für die Play-off-Runde zur Uefa Champions League veranschlagt. Alle zwanzig Teilnehmer konnten mit einem festen Betrag von 2,1 Millionen Euro rechnen. Wie schon im Zyklus 2006-09 gingen 10,3 Millionen Euro als Solidaritätszahlungen an die Mannschaften, die in den Qualifikationsrunden zu Uefa Champions League und Europa League gescheitert waren.

Quelle: Europäischer Fussballverband Uefa

Die Champions League ist der Ort, wo aus den Duschköpfen der Siegerteams Geld rieselt. Die nationalen Meisterschaften sind in erster Linie dazu da, sich für einen der lukrativen Wettbewerbe zu qualifizieren. Mit der Konsequenz, dass ein Nichterreichen der Champions League für risikoreich agierende Clubs zur Finanzfalle wird. Oft wird auch vergessen, dass es letztlich wir alle sind, die den Nachschub in diesem Füllhorn sicherstellen. Wenn wir mit «Master Card» bezahlen, ein «Heineken» trinken, unsere Kleinen vor die «Playstation» setzen – selbstredend mit den Millionen-Helden aus der Champions League – oder wenn wir einen «Ford leasen». Kommen noch die Fernsehgelde hinzu, und auch die bezahlen wir bis auf den letzten Cent selber. Mit Produkten, die im Umfeld der Champions League ihre Werbekampagnen buchen. Wer seiner Tochter oder dem Sohn den neuesten Kickschuh von Adidas kauft, für mehr als 300 Franken, bezahlt auch einen Teil an den Lohn von Messi, Robben, Rooney und Kollegen. Aus dem System Sportsponsoring ist ein Moloch geworden.

In den frühen siebziger Jahren gab es erste Sponsoren, die sich mit einem Beitrag an einem Anlass beteiligten. Fast schon niedlich bedankten sich die Organisatoren zu dieser Zeit jeweils über die Lautsprecher «bei unseren Sponsoren, die diesen Anlass möglich machen und sich trotzdem diskret im Hintergrund halten». Mit dieser Zurückhaltung war es schnell vorbei. Heute blitzen einem fast bei jedem Sportanlass hunderte von Logos und Slogans ins Gehirn. Vor dem Spiel werden Plastik-Schweizerfähnchen auf den Sitzen der Arenen bereit gelegt. Jedes mit den Erkennungsmarken der Sponsoren bedruckt. Wenn die Gladiatoren nach dem gemeinsamen «Highway To Hell»-Fangesang und der Stadion-TV-Berieselung schliesslich den Rasen

betreten, werden tausende dieser Fähnchen geschwenkt. Fernseh-Sportreporter erkennen darin jedes Mal und wahlweise «eine grandiose Stimmung», «eine Superstimmung», sie bekommen Hühnerhaut. Wer an einem anderen Sportevent übrigens mit der falschen Sponsoren-Flagge erscheint, muss damit rechnen, dass ihm das Fähnlein beim Stadioneingang abgenommen wird. Die Spiele gehören inzwischen offenbar schon Carlsberg oder Credit Suisse, Heineken oder Nutella.

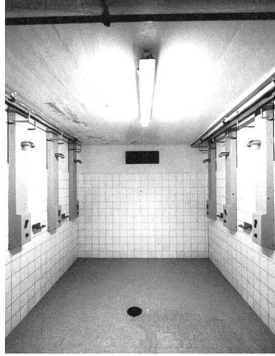
TRAURIGER HÖHEPUNKT IN DEN ACHTZIGERN

Fussball-Europameisterschaft 1988 in Deutschland. Eines der ersten Spiele in Düsseldorf war die Begegnung zwischen England und Holland. Zwei Stunden vor dem Spiel war das Rheinstadion, welches heute «Esprit Arena» heisst, bereits auf den letzten Platz gefüllt. Hinter dem einen Tor mehrere Tausend England-Fans, auf der anderen Seite die Holländer. Wie ein Vorspiel wogen die Fangesänge hin und her. Phasenweise dominierten die Oranjes, dann schallte wieder das «Here we go» der Engländer durchs Stadionrund. Die stimmliche Begegnung der Fans endete wohl 10:10 unentschieden. Auf dem Platz besiegte der spätere Finalist Holland die Engländer mit 3:1. Die Düsseldorfer Altstadt war beinahe lückenlos mit Holzbrettern verbaut. Hochrisikospiel nennt man das heute.

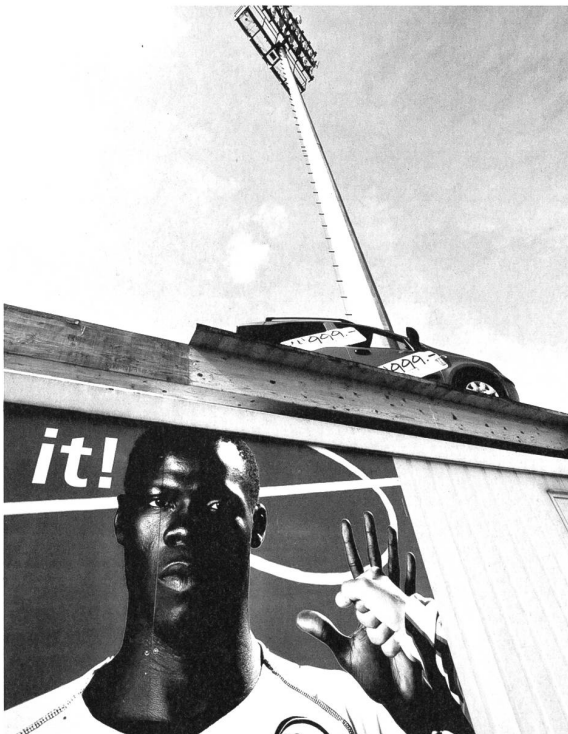
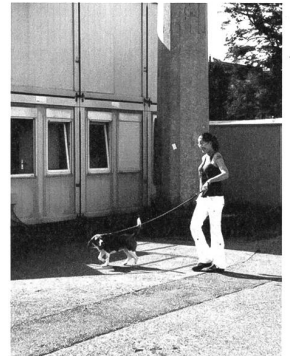
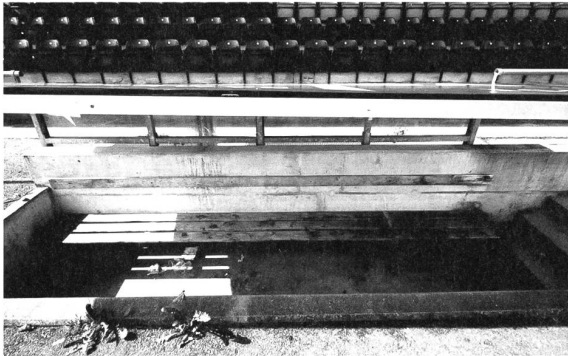
In den achtziger Jahren gab es in allen europäischen Ländern Hooligan-Szenen, die mit denen von heute kaum noch vergleichbar sind. Oftmals waren es Neonazis, die sich im Fussball mit ihrem Hass und Faschismus breit machten. Eine Fahrt zu einem Spiel mit England-Fans war in der Tat kein pures Vergnügen, und der traurige Höhepunkt war die Tragödie anlässlich des Meistercup-Finals im Brüsseler Heyselstadion zwischen Liverpool und Juventus Turin 1985. Liverpool-Fans stürmten einen Block, der eigentlich für neutrale Zuschauer vorgesehen war. Ein italienisches Reisebüro hatte die Tickets jedoch über einen korrupten Uefa-Mitarbeiter bezogen und an italienische Fans verkauft. Bei der Panik im Block brach schliesslich eine Wand des Stadions ein. 39 Menschen kamen ums Leben, fast 500 wurden verletzt.

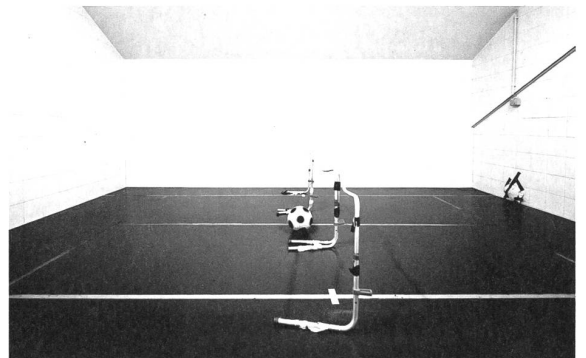
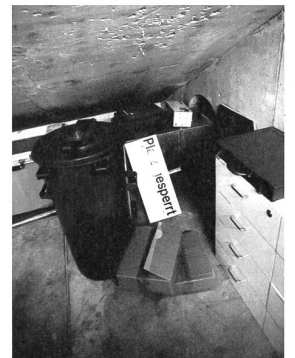
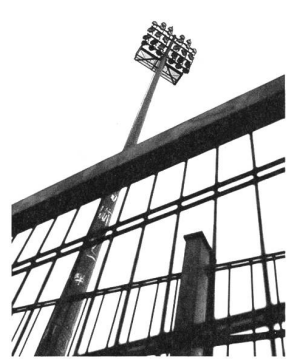
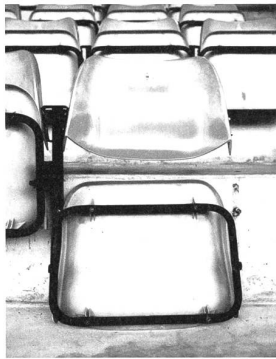
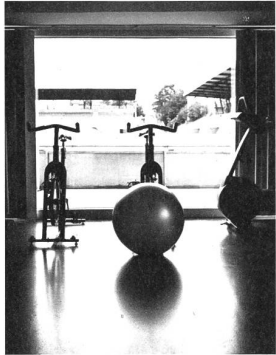
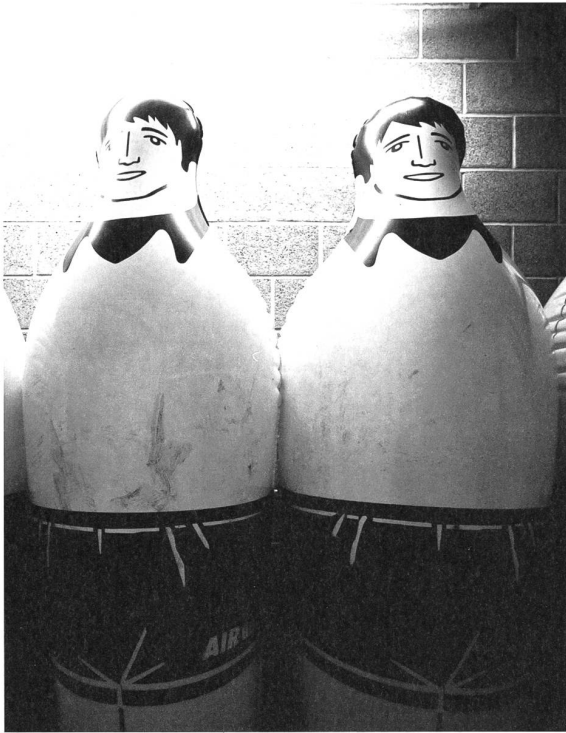
DIE ALLERERSTE FUSSBALLREGEL

Die Geschichte der Gewalt im Fussball und seinen Vorläuferspielen ist so lang wie Karin Keller-Sutters Atem im Kampf um saubere und gesittete Stadien. Wobei selbstredend sie, beziehungsweise die Polizei, definiert, was sauber oder gesittet ist. Null-Toleranz heisst das Killerargument, und plötzlich tauchen pyrotechnische Handfackeln, früher jahrelang Ausdruck einer besonders guten und südländischen Stimmung in den Stadien, als Delikt im Sprengstoffgesetz auf. Vielleicht ist es daher doch hilfreich, wenn die Herkunft des Fussballs wieder einmal erwähnt wird: Im 14. oder 15. Jahrhundert standen sich in England jeweils zwei «Mannschaften» mit mehreren Hundert Spielern gegenüber, um die gefüllte Schweinsblase ins Goal des Gegners zu befördern – zumeist ein Stadttor im Quartier des Gegners. Erlaubt war grundsätzlich alles.



Korrektur !
Freude am Spiel
Freude am Gewinnen
mehr Eigenverantwortung
positive Energie





Es gab Tote, Tausende von Verletzten und es kam auch vor, dass der Metzger aus dem Oberdorf der Ansicht war, dass es den Kollegen aus dem Unterdorf nicht wirklich braucht, weil die Leute aus dem Unterdorf ja auch bei ihm einkaufen können. «Shoppen» war zu jener Zeit noch nicht so gebräuchlich, Geld verdienen allerdings schon. Historische Quellen aus England besagen, dass zu jener Zeit kaum ein Mitspieler das Feld ohne ernsthafte Verletzung verliess. Die erste Regel im «Fussball» hiess: Du darfst nicht töten. Gleichzeitig wurde der Einsatz von Messern oder anderen gefährlichen Gegenständen verboten. Aus der Schlacht um die Schweinsblase – ein eigentliches Hooligan-Spiel – wurde erst im Laufe der Jahrhunderte ein einigermaßen reglementierter Sport. Selbst die Spiele der siebziger oder achtziger Jahre erinnerten mit ihren Blutgrätschen aus vollem Lauf noch an die gewalttätigen Anfänge des Fussballs. Ein Künstler wie Lionel Messi hätte in diesen Jahren mit seiner Art des Spielens wohl mehr Zeit in den Spitälern als auf dem Fussballplatz verbracht.

APPENZELLER ERFANDEN ORGANISIERTE MASSENSCHLÄGEREI

Seit es Menschen gibt, ist die gewaltsame Auseinandersetzung von jungen (zumeist) Männern eine Wirklichkeit. Die Geschichtensammler des Alten Testaments wussten bereits ihr Lied davon zu singen, wobei Kain und Abel hier wirklich bloss am Rand erwähnt werden sollen, weil man gar nicht so weit zurückgehen muss, um Beispiele zu finden. In der Appenzeller Musik ist bekannt, dass es im Laufe einer Stobete vorkam, dass jemand mit einem giftigen Zäuerli die Anwesenden in der Wirtschaft zu einer Prügelei aufforderte. Der Appenzeller Volkskundler Alfred Tobler hat in einem Buch von 1903 den bodenständigen Brauch vom «Huije» oder dem «Huijomme» ausführlich beschrieben. Sogar ein bekannter und oft gehörter Aufruf zur Schlägerei ist überliefert: «Uhü – Maa för Maa, Bueb för Bueb, wo ischt enn, wo mi ussetuet?» Wer dann gerade Lust, Zeit, überschüssige Energie oder aus irgendeinem Grund eine Wille im Bauch hatte, traf sich danach im besseren Fall vor der Wirtschaft, oder gleich in der Beiz zu einer gehörigen Schlägerei. Dass Weisswein und Kafi-Schnaps dabei eine Hauptrolle spielten, muss nicht besonders erwähnt werden. Nach dem «Huijomme» ging es für die Starken mit der Stobete und Weisswein weiter, die Schwächeren pflegten ihre Blessuren und die blauen Augen. Bis es an einer der nächsten Stobete wieder «Uhü!» zur Sache ging.

Der Abstecher zum wahrscheinlich jahrhundertealten Brauch des «Huije», der gemäss dem bekannten Appenzeller Volksmusik-Erneuerer Noldi Alder bis in die fünfziger Jahre ausgelebt wurde, soll keineswegs Brutalität entschuldigen. Allerdings darf bei der ganzen Hysterie und der Repressionsspirale in der Diskussion um die heutige Gewalt vor und in den Stadien auch nicht vergessen werden, dass das grundsätzlich kein neues Phänomen ist. Ein sechzigjähriger Mann aus St. Margrethen erinnert sich an einen Fussballmatch Ende der sechziger Jahre zwischen dem heimischen FC und einer Italiener-Mannschaft aus der Stadt St. Gallen. Es waren die Jahre vor der Schwarzenbach-Abstimmung, als die Politik in diesem Land wieder

einmal mit dem immer wieder funktionierenden Gebräu von Überfremdungsangst und Fremdenhass operierte. «Es waren vielleicht fünfzehn Minuten gespielt und der Schiedsrichter piffte einen umstrittenen Penalty. Für wen weiss ich nicht mehr. Zunächst gingen die Spieler aufeinander los, wenig später griffen auch die Zuschauer ins Geschehen ein. Irgendwer muss dann den Dorfpolizisten informiert haben. Als dieser eine Viertelstunde später auf dem Fussballplatz auftauchte, war die Schlägerei noch immer voll im Gang. Ich höre den armen Polizisten noch immer rufen: Ufhöre. Ufhöre, jetzt höret doch uf!»

Wer dabei angefangen habe, die Schweizer oder die Italiener, wisse er nicht mehr. Irgendwann sei den Beteiligten jedoch die Kraft ausgegangen und die Situation habe sich beruhigt. «Vielleicht hat der Polizist ja keine Meldung an die Zentrale in St. Gallen gemacht. Womöglich wollte er einfach seine Ruhe haben, es war ja schliesslich Sonntag. In den Zeitungen war die Massenschlägerei jedenfalls kein oder zumindest kein grosses Thema.»

BEHÖRDLICHES PR-GESCHWURBEL

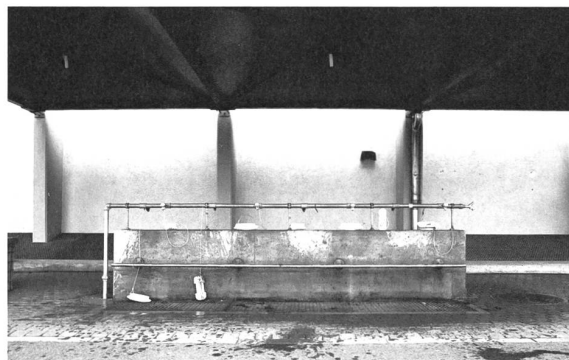
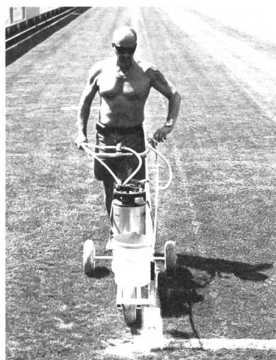
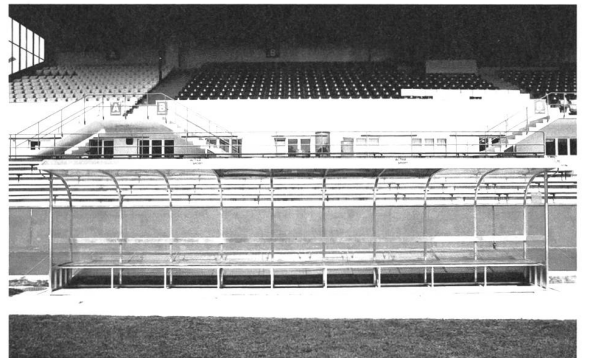
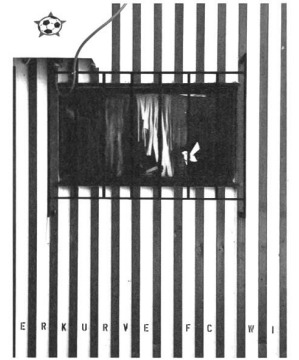
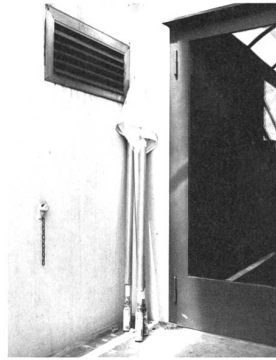
Die Polizei beschäftigt inzwischen professionelle Informationsbeauftragte, ja ganze Informationsabteilungen. Und die höchste politische Chefin kann an einer Ostschweizer Medienpreis-Verleihung im Grusswort unverblümt sagen, dass sie wohl die einzige Regierungsrätin sei, die jeden Tag eine oder mehrere Seiten in den Tageszeitungen füllen könne. Es gibt sogar Internetseiten, die nichts anderes machen als sämtliche Polizeimeldungen der Schweiz zu sammeln und ins Netz zu stellen. Das liest sich dann so:

Im Umfeld des Fussball-Freundschaftsspiels FC Basel – Karlsruher SC drohte am Freitag Nachmittag, 7. Januar 2011, auf den Sportanlagen St. Jakob in Münchenstein BL vorübergehend eine Eskalation. ZZPOL/IMC.

Die Polizeien der Kantone Basel-Landschaft und Basel-Stadt erkannten die Situation rasch, forderten zusätzliche Kräfte an und konnten so eine drohende Schlägerei im Keime ersticken und Straftaten verhindern.

Insgesamt standen kurzfristig 105 Polizei-Mitarbeitende im Einsatz (60 Basel-Landschaft, 45 Basel-Stadt), welche die Situation rasch in den Griff bekamen. Nach Spielende wurden gegen 100 «Fans» des Karlsruher SC in zwei Reisecars, mit welchen sie angereist waren, zurück verfrachtet und in der Folge bis an die Landesgrenze begleitet. Dank des entschlossenen Auftretens der Polizeien aus den Kantonen Basel-Landschaft und Basel-Stadt kam es zu keinerlei Problemen und/oder Scharmützeln. Verletzt wurde niemand.

Situation rasch erkannt ..., dank des entschlossenen Auftretens der Polizei ... Ebenso entschlossen handelte die Redaktion der «Basler Zeitung», die diese Meldung eins zu



eins publizierte. Auch die «Badische Zeitung» aus Deutschland veröffentlichte das behördliche PR-Geschwurbel und die als Medieninformation getarnte Blufferei der Polizei zunächst im Wortlaut. Erst einige Tage später, nach erzürnten Mails der mitgereisten Karlsruhe-Anhänger, nahm sich ein Journalist der «Badischen Zeitung» der Sache an und liess immerhin noch den offiziellen Fanbetreuer der Karlsruher zu Wort kommen: «Es gab keinerlei Auseinandersetzungen. Wahrscheinlich habe die Schweizer Polizei nicht mit so vielen KSC-Anhängern gerechnet. Die Fans sind nach dem Schlusspfiff auf das Feld zu den Spielern gelaufen, sonst habe sich aber nichts ereignet. Weder körperliche Angriffe noch sonst etwas.» Wer hingegen nur die Medienmitteilung der Polizei zur Kenntnis nahm, bei dem wird sich das Bild einer gerade noch verhinderten Gewalttat von Fussballfans im Kopf festsetzen.

In St.Gallen, wo die für die Justiz und Polizei zuständige Regierungsrätin Karin Keller-Sutter ihre Beliebtheit bei den Wählerinnen und Wähler zu einem grossen Teil ihrem Ruf als unbeugsame Hardlinerin verdankt, ist die Situation besonders verfahren. «Wir werden von einer breiten Öffentlichkeit nur noch als Dreck und Pack wahrgenommen», sagt ein langjähriger Anhänger des FC St.Gallen, der die Spiele heute noch lieber stehend im «Esenblock» sieht, «weil Sitzplätze für den Arsch sind». Sobald im Zusammenhang mit Fussballfans etwas passiert, tauchen immer die gleichen Archivbilder in den Medien auf. «Vermummte Randalierer mit Pyro-Fackeln oder solche, die nach einem Match einen Platz stürmen: Es scheint den Medien völlig egal zu sein, dass sie damit ein absolut unzutreffendes Bild zeichnen und für viele Vorurteile verantwortlich sind. Ich mag den Leuten im Gespräch nicht einmal mehr den Unterschied zwischen einem Hooligan und einem Ultra erklären», stellt der Fan resigniert fest. «Für die Mehrheit der Bevölkerung sind Fussball-Anhänger inzwischen einfach gewalttätige Hooligans – ich habe einigermaßen damit zu leben gelernt.»

FANKULTUR IST ORIGINELLER ALS DIE SCHULDZUSCHIEBUNG

In den Fankurven der grossen Stadien existiert derzeit womöglich die letzte ernst zu nehmende Jugendbewegung. Von ganz links bis weit rechts – wobei die Neonazis in den vergangenen Jahren der Ultras viel Boden verloren haben – stehen sie vereint hinter ihrem Club und seinen Farben. Sie wenden Stunden (und viel Geld) auf für die Fahrten zu den Auswärtsspielen oder für die Herstellung der aufwändigen Choreos, die zur Fankultur der Ultras gehören wie das Schützengarten-Bier im Extrazug. Sie singen neunzig Minuten Fangesänge und Lieder, die doch um einiges origineller sind als die wiederholten Schuldzuschiebungen der Clubleitungen an ihre Adresse. Endlich hat auch St.Gallen gemerkt, dass Schnellverfahren, Verurteilungen, Rayon- und Stadionverbote allein nichts nützen. Der Verein für «sozioprofessionelle Fanarbeit» mit Vertretern der Behörden, des FC St.Gallen und des Fan-Dachverbands 1879 ist ein richtiger Schritt, auch wenn er sehr spät kommt (vgl. Seite 24–25). In Bern gibt es ein solches Projekt schon seit vier Jahren und die Erfahrungen sind durchwegs positiv.

DROHENDER ABSTIEG AM GRÜNEN TISCH

Beim SC Brühl aus dem Krontalquartier, der nach 38 Jahren nun in die zweithöchste Liga zurückgekehrt ist, braucht es derzeit noch keine Fanarbeit. Als die Ultras des FC Baden – auch in der 1. Liga werden ab und zu Pyros gezündet – die mitgereisten Anhänger aus St.Gallen erstmals mit einem Schmähesang bedachten, sind viele Brühlerinnen und Brühler erschrocken. Erst auf der Heimfahrt im Fancar setzte sich die Erkenntnis durch, dass der Verein damit wieder richtig im Leistungsfussball angekommen ist. «Hey», sagten sie sich, «immerhin werden wir wieder als ernst zu nehmende Kraft im Fussball wahrgenommen.» Und selbst wenn die Brühler in der kommenden Saison mit clubeigenen jungen Amateurfussballern wie Thomas Inauen den Ligaerhalt in der Challenge League schaffen sollten, droht der Abstieg am grünen Tisch. Nach der Reduktion der Challenge League auf zehn Teams, dürfte ein Mindestbudget von drei Millionen Franken zwingende Voraussetzung für die Erteilung einer Lizenz sein. Dafür verspricht sich der Verband mehr Einnahmen aus der Vermarktung der Challenge League, die er dann wieder den Profiteams verteilen kann. Das Geldsystem «Uefa Champions League» scheint unaufhaltsam auch in die Niederungen des bezahlten Fussballs vorzudringen. Bald wird es auch verboten sein, mit wenig Geld erfolgreich zu spielen. Eigentlich sollte sich die Wettbewerbskommission einmal mit diesen Vorgängen beschäftigen.

Richard Zöllig, 1967, war in den neunziger Jahren Sportredaktor beim «Tagblatt», berichtete unter anderem von der WM 1994 in den USA und dem ersten Champions-League-Spiel einer Schweizer Mannschaft. Danach war er bei verschiedenen Medien tagesjournalistisch tätig. Seit 2005 arbeitet er beim Verlag «Saiten». Er ist Vizepräsident beim SC Brühl und besucht neuerdings auch Spiele des FC St.Gallen in der Arena: am liebsten stehend hinter dem Tor.

VERMITTLER IN DER FANKURVE

Für den SP-Stadtparlamentarier Daniel Kehl ist heute das Innenleben eines Fussballstadions «viel komplexer» als noch vor ein paar Jahren. Die Fankurve übe eine extreme Anziehungskraft auf junge Leute aus. Weitgehend fehlten aber die Organisationsstrukturen, was mithin zu den bekannten Konflikten führe, sagt Kehl. Hooliganismus ist das Schlagwort, das allmählich zum Codewort für die wöchentliche Mobilmachung der Polizei mutiert.

Kehl ist zu sehr in den Fussball verliebt. Er kann die Exzesse um das runde Leder nicht einfach ignorieren. Er hat sich mit der Fanarbeit, wie sie seit längerem in Deutschland, aber auch in Luzern und Basel betrieben wird, eingehend

befasst. Im früheren Volksschul- und heutigen Berufsschullehrer regt sich auch der Pädagoge. Als Kommunalpolitiker schritt er schliesslich zur Tat und machte im St.Galler Stadtparlament eine Interpellation anhängig. «Ich wollte wissen, was der Stadtrat von der sozioprofessionellen Fanarbeit hält und ob er ein solches Projekt finanziell unterstützen würde», sagt Kehl.

Der Vorstoss zielte nicht ins Leere. Nach dem Aufeinanderprallen von provokativen Polizisten und frustrierten Fans im Espenmoos im Mai 2008 hat der damalige FCSG-Präsident Michael Hüppi veranlasst, dass sich die Fachhochschule St.Gallen (FHS) gewissermassen wissenschaftlich mit den Fans befasst. Die FHS untersuchte im Rahmen einer Gruppenarbeit die Situation beim FCSG und entwickelte Empfehlungen und Schlussfolgerungen für die Zukunft. Die Studie vermittelte auch einen Überblick über die Fanarbeit in der Schweiz, die bei Fussballvereinen in Luzern, Basel, Zürich und Bern betrieben wird.

Am 28. Februar 2011 gründeten Vertreter des Fan-Dachverbandes 1879, des FC St.Gallen und der Stadt den «Verein sozioprofessionelle Fanarbeit FC St.Gallen». In einer Projektgruppe ist die Vereinsgründung ein Jahr lang vorbereitet worden. Zum Präsidenten wurden Daniel Kehl und zur Vizepräsidentin Karin Winter-Dubs von der SVP gewählt. Der Verein arbeitet jetzt ein Projekt aus, das auf solider Basis eine professionelle Fanarbeit ermöglichen soll und dem Stadtrat unterbreitet wird. Geplant ist, dass sich der FCSG, die FC St.Gallen Event AG, die Stadt sowie Private und Stiftungen an den Kosten des vorerst dreijährigen Projektbetriebs beteiligen. «Wir hoffen, im kommenden Herbst grünes Licht zu bekommen», sagt Kehl.

Der «Verein sozioprofessionelle Fanarbeit FC St.Gallen» arbeitet ehrenamtlich und ist der unabhängige Trägerverein für das Projekt. Er definiert die Grundlagen der Fanarbeit, organisiert die finanziellen Mittel für die Umsetzung und kümmert sich um die Stellenbeschreibung für die Fanarbeiter. «Das müssen ausgebildete Fachkräfte aus den Bereichen Sozialpädagogik oder Sozialarbeit sein», sagt Kehl. «Wahrscheinlich werden wir zwei Fünzig-Prozent-Jobs schaffen.»

Die beiden Fachpersonen werden Dreh- und Angelpunkt der Fanarbeit sein. Sie müssten das operative Alltagsgeschäft machen, sagt Kehl. Die Leute seien bei den Fussballspielen jeweils vor Ort und hielten mit den Klubs, den Sicherheitsorganen und der Polizei Kontakt. Es gehe vor allem darum, möglichst viele Probleme schon im Voraus zu erkennen und zu lösen. Meistens seien das ja sehr praktische Dinge, zum Beispiel die Frage, ob es genügend Tickets für einen Match gebe. – Die Fanarbeiter hätten eine Lizenz, also einen Status, damit sie mit den Organen des Heim- und Gastvereins und auch mit den

Behörden verhandeln könnten, führt Kehl weiter aus. Bis jetzt seien in der Fanarbeit freiwillige Betreuer, sehr engagierte Laien, tätig. Das genüge aber nicht mehr. Es brauche nun ausgebildete Fachleute, welche die vielschichtigen Probleme professionell behandeln und auch mit den massgeblichen Leuten in der Kurve umgehen könnten.

«In der Kurve gibt es viele Sub-Szenen», sagt Kehl. «Jede Szene hat eine eigene Ausrichtung und eigene Werte. Es gibt gewaltlose und gewaltbereite Szenen. Alle sind Einflüssen ausgesetzt, haben Vorbilder in anderen Städten oder anderen Ländern.» Die Fans der Kurve seien im Dachverband 1879 zusammengeschlossen, der die vielen Stimmen der Fans bündelt, sagt Kehl weiter. Passiere etwas, gehe man auf den Fan-Dachverband los. Dieser könne aber nicht die Verantwortung für alle Zwischenfälle mit FCSG-Fans übernehmen. Der Dachverband nehme vor allem organisatorische Aufgaben wahr. Er kümmere sich um Extrazüge, den Ticketverkauf bei Auswärtsspielen und sei Anlaufstelle für Fragen der Fans, aber auch der Öffentlichkeit.

Für Kehl gibt es zwei Instrumente im Umgang mit der Fanszene: «Die bekannten repressiven, die ich an dieser Stelle nicht bewerten will, und die präventiven. Die sozioprofessionelle Fanarbeit ordne ich eindeutig der zweiten Kategorie zu», sagt der Mann, der als Autor der «Hutter & Mock»-Kolumnen den Fussball schon mal zu einem soziokulturellen Ereignis machen konnte.

Harry Rosenbaum

Der Verein für sozioprofessionelle Fanarbeit sucht Sympathisanten, damit der Start gut gelingt. Interessierte melden sich bitte unter: info@fanarbeit-st.gallen.ch

